

ANDREAS LEHMANN

Schwarz auf Weiß

Karl **Rauch**

Andreas Lehmann
Schwarz auf Weiß

ANDREAS LEHMANN

Schwarz
auf Weiß

Roman

Karl **Rauch**

*Das ganze Unglück der Menschen rührt allein daher,
dass sie nicht ruhig in einem Zimmer zu bleiben vermögen.*

Blaise Pascal

Der Mensch ist das einzige Tier, das arbeiten muss.

Immanuel Kant

Ohne sein Notizbuch ist er wehrlos. Er hat es bei sich, wenn immer er das Haus verlässt, führt es mit wie einen Ausweis, nach dem ihn niemand fragt. Er hält es sich nicht schützend vors Gesicht, versteckt sich nicht dahinter, und er schreibt nie in der Öffentlichkeit etwas hinein. Er liest nicht mal darin, auch wenn er es als Kalender tarnen könnte, als Requisite des Beschäftigtseins. Doch ab und zu greift er in seine Tasche, vergewissert sich: Da ist es. *Ich bin da*. Gäbe es das Buch nicht, es gäbe auch ihn etwas weniger. Er hat das schon aufgeschrieben, ein Satz, der ihm hilft. Was er notiert, das muss er weder äußern noch verschweigen; er ist froh, das niemandem erklären zu müssen.

Auch ohne das Buch würde sein Leben sich ereignen, unbeeindruckt. Aber es würde sich in Luft auflösen, mit jedem stummen Atemzug. Es bestünde bloß aus Stunden, Tagen, Wochen; aus nichts als verstreichender Zeit.

Teil 1

*Diese plötzliche Stille manchmal, die einen den eigenen
Herzschlag hören lässt.*

Das Klavierspiel nebenan geht immer früher los. Manchmal weckt es ihn sogar, es kommt vor, dass er die ersten Töne in seinen Traum einflieht. Wenn er aufwacht, ist er sofort in der Wirklichkeit, etwas fester verankert, als er es in der Stille wäre. Als er es *war*, noch bis vor Kurzem. Die Stücke sind immer dieselben, mal fast ganz gespielt, mal nur die schwierigsten Passagen, in fünf oder sechs, mitunter in zehn Wiederholungen. Es ist eine Zeit der Beharrlichkeit, mehr als eine der Schönheit. Doch es kann beides dasselbe sein, verwandte Tugenden. Den jungen Mann hat er einmal erst gesehen, und bis alle zu Hause bleiben mussten, wusste er nicht, dass er Musik studiert. Er ahnt jetzt, was er leistet, was er sich abverlangen muss. Schubert, Schumann, Mendelssohn, Chopin; die ganze Romantik wird drüben erarbeitet, in einer Unermüdlichkeit, die gleichermaßen einschüchternd wie ansteckend ist. Das wird ihm fehlen, wenn alle wieder in ihre Leben zurückkehren dürfen wie in Gärten, aus denen sie vertrieben wurden. Er plant: Er wird im Schlafzimmer Musik laufen lassen und im Wohnzimmer sitzen und das entfernte Spiel anhören. Er wird sich vorstellen, den Pianisten der Aufnahme zu mögen, auch wenn er nicht mal seinen Namen weiß. Er wird so tun, als wollte er ihn kennenlernen.

Er wird Unterstützung beantragen, gleich am Montag. Statt Antriebshilfe wird es Hungerhilfe sein, damit er nicht im Startblock schon verkümmert und, wenn der Schuss endlich fällt, bloß wegzuräumen ist. Er will nicht versorgt werden, aber *entsorgt* schon gar nicht.

Er hat recht gut verdient zuletzt, hat ein wenig Ersparnes, sonst hätte er sich gar nicht getraut, den Schritt zu gehen. Selbstständigkeit, das Wort klang immer schon verlockend. Nach Freiheit und Emanzipation, nach gelungener Flucht. Dass niemand frei ist gerade und am wenigsten die, die alle Verträge gekündigt haben, um auf eigenen Beinen zu stehen, ist eine ironische Wendung, über die er lachen würde, wenn sie ihn nicht so direkt beträfe. Noch ironischer ist, dass der einzige Kunde, den er schon hat, in Aussicht jedenfalls, die *Double Direct* ist. Ausgerechnet. Dort, wo er angestellt war bis vor Kurzem, abhängig beschäftigt, so nennt man das wohl. Nun muss er wirklich etwas lachen. Wie abhängig er jetzt von denen ist, das könnte er dem Mitarbeiter, der er selbst war, nicht erklären. Er würde es sich nicht glauben.

Projektmanagement, das klingt fast genauso gut wie Selbstständigkeit. Dass es am Anfang nicht ganz leicht sein würde, war ihm klar, doch seine Position war nicht die schlechteste. Kontakte hier und da, Erfahrung auf der anderen Seite. Leidensbereitschaft, Beharrungsvermögen; gespielte Unterwürfigkeit und unterwürfig gespielte Selbstverwirklichungslust: Angestelltentugenden, die ihm von Nutzen sein würden. Sein werden, er glaubt es auch jetzt noch. Aber das erste Projekt, das er managen muss, ist ein unerwartetes: die Zeit zu organisieren, in der es nichts zu managen gibt. Eine Durststrecke zu strukturieren wie einen Parcours, eine Reise mit glücklichem Ziel.

Er kocht sich neuen Tee, surft ohne Schwung auf den immer gleichen Seiten. Die Informationen haben alle denselben Klang, auch wenn sie im Detail fast täglich sich verändern. Woher die Mittel stammen, wer gegen wen ihre Bereitstellung erstritten hat, all das interessiert ihn umso weniger, je mehr es um sein eigenes Konto geht. Den Antrag will er verstehen, die Voraussetzungen erfüllen. Die Risiken kennen, die jede Hilfe birgt, die man in Anspruch nimmt.

Er speichert die Seiten, klappt den Rechner zu. Am Montag wird er weitermachen. Keine Arbeit am Wochenende, das war der Schwur, den er geleistet hat. Das Versprechen, das er sich selbst geben musste, um sein Einverständnis zu erwirken. Er trinkt den Tee aus, stellt sich ans Fenster und blättert in seinem Notizbuch. Er nimmt einen Stift, weiß aber nicht, was er zu all dem sagen, aufschreiben soll. Also stöbert er nur ein bisschen in dem, was ihm vor Monaten einfiel – in tiefer Vergangenheit, schon jetzt. Er liest:

Die Hoffnung: Wenn man erst alleine ist, fühlt man sich nicht mehr übersehen.

Er schließt das Buch, sieht lächelnd hinaus. Die Straße ist leer, nach zehn Minuten erst kommt eine Frau vorbei, die mit der rechten Hand einen Kinderwagen schiebt und in der linken eine Zigarette hält. Er winkt ihr zu, tritt zurück in das Zimmer und ist froh, dass die Frau ihn nicht bemerkt hat.

Pünktlich zum Sonntagmorgen kommt der Wetterumschwung. Er fühlt sich betrogen, aber das Gefühl wird rasch verdrängt von der Gewissheit, sich selbst zu durchschauen: Sein Erleben der Wochentage nach einem fest gefügten Gemütsrhythmus ist bloß das Festhalten an einer alten Angestelltengewohnheit. Nur wer montags früh aufstehen und das Haus verlassen muss, um in der vertrauten Fremdheit des Büros erneut heimisch zu werden, hat ein Anrecht auf gutes Wochenendwetter. Der Ankunft eines Tiefdruckgebietes am Sonntagmorgen souverän zu trotzen, sollte eine Eigenschaft des Selbstständigen sein, die er verteidigt wie ein Privileg. Sein Problem: Der Kapselriss im Finger, den er sich als Zwölfjähriger zugezogen hat, meldet sich wieder. Damals ist er schnell verheilt, aber nun, nach so vielen Jahren, tut er bei Wetterumschwüngen weh! Er ist offenbar alt genug, um immer wieder die Rückkehr eines Kindheitsschmerzes zu erfahren. Als müsste er daran erinnert werden, dass es Reste in ihm gibt, die nicht erwachsen geworden sind. Ohrläppchen, heißt es, seien die einzigen Körperteile, die bis ins hohe Alter weiterwüchsen; aber was ist mit den Regionen seines Innern, die angehalten haben, abgebrochen sind in ihrer Entwicklung! Ob einem auch irgendwann wieder die Knie wehtun, so als bluteten sie, seien frisch aufgeschlagen beim Fußball- oder Fangenspiel, bei einer wilden Verfolgung durch den Wald?

Er spürt, dass er noch immer bereit ist, sich als von den Verhältnissen Beleidigten zu betrachten. Mit der Kündigung seines Arbeitsvertrages hätte das erledigt sein sollen. Auch das Beleidigtsein ist ein unüberwundener Kindheitsrest. Er bemerkt, dass der Fünfjährige, der er einmal war, noch immer in ihm haust. Am liebsten würde er zu seinen Eltern fahren und ihn dort abgeben.

Nicht heute diese Kämpfe, denkt er, nicht am Sonntag. Würde er morgen noch zur *Double Direct* fahren, würde er sich jetzt schon darauf freuen, keinem seiner Kollegen auch nur eine Silbe von alledem zu erzählen.

Der Antrag ist nicht eigentlich kompliziert. Aber er ruft komplizierte Reaktionen in ihm hervor, Empfindungen, die er für beabsichtigt hält: Er soll sich schlecht fühlen, so als stünde ihm all das nicht zu. Er soll anerkennen, dass er einen Fehler gemacht hat und dass er die Dankbarkeit dafür, sich von anderen, vom großen Ganzen seinen Lebensunterhalt finanzieren zu lassen, später einmal teuer zu bezahlen haben wird. Tritt einem jemand gegenüber, der kein Gesicht hat, sollte man seinen Instinkten folgen, sich abwenden und davonlaufen. Aber jede Flucht muss man sich leisten können. Der Ort, an den er sich immer gesehnt hat, wenn er hinter seinem Rechner saß, im Großraumbüro, ist plötzlich der Ort, an dem er festgehalten wird; die Freiheit, die er sich abgerungen hat, ist auf einmal eine aufgezwungene.

Er rechnet nach, zum zehnten Mal, fühlt sich zum zehnten Mal wie ein Betrüger, und tippt die Zahlen endlich ein, klickt an, dass er für die Richtigkeit der Angaben verantwortlich ist und im Falle einer Prüfung und so weiter. Ansprüche, Zuwiderhandlung, Regress, Rückzahlung, Steuerprüfung. All das sind Wörter, die er niemals notieren würde. Sie nisten sich von selbst bei ihm ein, er braucht ihnen kein Zuhause zu schaffen.

Er wacht mit dem Gefühl auf, etwas Wichtiges vergessen zu haben. Er schließt die Augen und versucht sich zu konzentrieren, weiß aber nicht, worauf. Sein Traum zerfällt zu krümeligen Bildresten, von denen jeder einzelne sich endgültig in nichts auflöst, wenn er ihn zu fassen versucht. Sein Puls beschleunigt sich, zugleich werden seine Arme und Beine immer schwerer. Minutenlang liegt er so da; erst als er draußen Reifen quietschen und Sirenen vorbeiheulen hört, steht er auf.

Auch im Spiegel findet er nichts. Er stützt sich auf dem Waschbecken ab – etwas, das seine Mutter ihm immer verboten hat: Warum fällt ihm das jetzt ein? – und nähert sich dem Glas, sodass es von seinem Atem beschlägt. Er fährt mit dem Finger durch die trübe Stelle, zieht einen kurzen, krummen Strich. Noch einmal rasen Wagen mit heulenden Sirenen vorbei, diesmal in die andere Richtung. Es erstaunt ihn, dass draußen immer noch so viel passiert. Er wäscht sich flüchtig, zieht sich an und geht hinaus.

Einkaufen darf er, spazieren gehen auch. Viele Menschen sind nicht unterwegs, aber es ist auch noch früh. Der Supermarkt hat offen, er geht hinein, obwohl er nichts braucht. Oder er weiß nicht, was er braucht, schon diese Unterscheidung bereitet ihm Kopferbrechen. Noch immer hat er das Gefühl, sich an etwas Bedeutsames erinnern zu müssen, aber kaum gerät ein Gedanke ins Laufen, kommt ein anderer Gedanke, der ihm ein Bein stellt. Sein Verstand führt einen Slapstick auf, der nichts in ihm zum Lachen bringt. Er desinfiziert sich die Hände, geht von Regal zu Regal, so langsam, dass er fürchtet, verdächtig zu wirken, und legt am Ende einen Apfel, einen Trinkjoghurt, Senf in der Tube und eine Dose Mais auf das Band. Dass die



© privat

ANDREAS LEHMANN, geboren in Marburg, hat Buchwissenschaft, Amerikanistik und Komparatistik in Mainz studiert, arbeitet in einem Sach- und Fachbuchverlag und lebt in Leipzig. Er war zwei Mal Teilnehmer des Open Mike-Wettbewerbs der Literaturwerkstatt Berlin, und er hat Werkstattstipendien der Jürgen-Ponto-Stiftung, der Autorenwerkstatt Prosa des Literarischen Colloquiums Berlin und der Romanwerkstatt im Literaturforum des Brechthauses Berlin erhalten. Zuletzt erschien von ihm der Roman *Über Tage*.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2021 by Andreas Lehmann

© 2020 Karl Rauch Verlag GmbH & Co. KG, Düsseldorf
Lektorat Alexander Löwen

© Umschlagfotografie, Covergestaltung und Satz
Sebastian Maiwind, Berlin

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier und
gebunden bei Finidr in Český Těšín.

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Czech Republic.

ISBN 978-3-7920-0270-4

www.karl-rauch-verlag.de